

## Quartiere der Armen: Hilfe gegen soziale Ausgrenzung oder zusätzliche Benachteiligung?

Kronauer, Martin

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL)

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kronauer, M. (2007). Quartiere der Armen: Hilfe gegen soziale Ausgrenzung oder zusätzliche Benachteiligung? In J. S. Dangschat, & A. Hamedinger (Hrsg.), *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen* (S. 72-90). Hannover: Verl. d. ARL. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-318734>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

## **Quartiere der Armen: Hilfe gegen soziale Ausgrenzung oder zusätzliche Benachteiligung?**

### *Gliederung*

- 1 Soziale Ausgrenzung und Wohnquartier
- 2 Hamburg: Stadt des neuen wirtschaftlichen Wachstums, Stadt der neuen Armut
- 2.1 St. Pauli und Mümmelmannsberg: Armut in unterschiedlichen Quartieren
- 3 Wahrnehmung von Ausgrenzungsbedrohung: Welchen Einfluss übt das Quartier aus?
- 4 Wahrnehmung der Quartiere: Gibt es typische Unterschiede?
- 5 Wer kann im Quartier zusätzliche finanzielle Ressourcen mobilisieren, wer nicht?
- 6 Schlussbemerkung

### Literatur

## **1 Soziale Ausgrenzung und Wohnquartier**

Wachsende Einkommensungleichheit, Arbeitslosigkeit und Armut gehen in deutschen Großstädten wieder mit zunehmender räumlicher Segregation einher. Nachdem die enge Wechselbeziehung von Arbeits- und Wohnungsmarkt in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg durch sozialstaatliche Intervention, insbesondere öffentliche Wohnungsvergung, gelockert worden war, greifen beide nun wieder stärker ineinander.

Arbeitskräfte, die im Strukturwandel der Städte durch Deindustrialisierung und Rationalisierung ihren Platz in der „alten“, industriellen Ökonomie verloren haben, finden häufig in der aufsteigenden Dienstleistungsökonomie keine Beschäftigung. Alter und Qualifikation werden dabei zu immer schärferen Ausschlusskriterien. Das breite Feld der Dienstleistungsarbeiten wiederum weist hohe und wachsende Unterschiede in den Verdienstmöglichkeiten auf. Unternehmensberater und Werbefachleute auf der einen Seite, Fahrradkuriere und Reinigungskräfte auf der anderen, um typische Beispiele städtischer Dienstleister zu nennen, trennen Einkommenswelten. Gleichzeitig entscheiden mit dem Rückzug des Bundes vom öffentlichen Wohnungsbau seit den Achtzigerjahren Einkommensunterschiede wieder unmittelbar darüber, wer sich welche Wohnqualität leisten kann (vgl. Häußermann 2000: 16). Gegenüber beiden Trends befinden sich die Städte in der Defensive. Sinkende Steuereinnahmen stehen wachsenden Ausgaben für Sozialhilfe gegenüber. Eigene finanzielle Mittel, um den Segregationseffekten am Wohnungsmarkt zu begegnen, fehlen. Räumliche Konzentrationen von Arbeitslosigkeit und Armut sind die Folge.

Stadtviertel mit einem hohen Anteil von Armen und Arbeitslosen sind in der Geschichte der deutschen Städte nichts Neues. Ungewöhnlich war vielmehr – in Deutschland ebenso wie in anderen europäischen Ländern – die Phase des stetigen Wirtschafts- und Beschäftigungswachstums nach dem Krieg, stimuliert von Binnennachfrage und

abgesichert von wohlfahrtsstaatlichen Leistungen, in der Einkommensungleichheit und Armut zurückgedrängt wurden und Arbeitslosigkeit nahezu verschwand; sie dauerte immerhin ein Vierteljahrhundert. Vor diesem Hintergrund allerdings bedeutet die Wiederkehr von räumlich konzentrierter Armut in der Tat einen historischen Einschnitt. Stellt sie doch die Fähigkeit hoch entwickelter Industriegesellschaften in Frage, allen ihren Bürgern einen dem erreichten Wohlstandsniveau angemessenen Lebensstandard zu ermöglichen und sie gleichberechtigt an den Lebenschancen in der Gesellschaft teilhaben zu lassen – eine Vorstellung von Wohlfahrt, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzte und seither in das moderne Verständnis von Demokratie eingegangen ist (vgl. Kaufmann 1997: 31 f.). Überdies können wir annehmen, dass sich auch die Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit und Armut heute in Deutschland geändert haben. Sie werden von den Nachwirkungen jener historisch bislang einmaligen Phase der sozialstaatlich vermittelten gesellschaftlichen Wohlstandssteigerung und Einbindung geprägt sein.

Wie erleben und bewältigen Menschen, die am Arbeitsmarkt hohen Risiken ausgesetzt sind – langzeitarbeitslose Männer und alleinerziehende, Sozialhilfe beziehende Mütter – die Bedrohung durch soziale Ausgrenzung? Und welchen Einfluss auf ihre Wahrnehmung und Bewältigung von Ausgrenzungsbedrohung und Armut haben die Lebensbedingungen im Stadtviertel, in dem sie wohnen? Mit diesen Fragen setzten sich zwei Forschungsprojekte in Hamburg, durchgeführt am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI), auseinander, über deren Befunde im Folgenden berichtet werden soll. Zunächst bedürfen allerdings die hier aufgeworfenen Fragen einer Erläuterung. Denn so, wie sie formuliert wurden, enthalten sie bereits zwei wichtige Implikationen.

Die erste Implikation besteht in der Annahme, dass langzeitarbeitslose Männer und alleinerziehende Mütter, die auf Sozialhilfe angewiesen sind, von sozialer Ausgrenzung bedroht sind. Der Begriff „soziale Ausgrenzung“ („exclusion“) fand in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre zunächst vor allem in der Politik und den Sozialwissenschaften Frankreichs große Resonanz und wurde von dort in den offiziellen Sprachgebrauch und die politischen Programme der Europäischen Union übernommen (vgl. Paugam 1996; Room 1998). Er lässt sich angemessen nur in dem oben angesprochenen Kontext von Wohlfahrt und gesellschaftlicher Teilhabe verstehen, die zu gesellschaftspolitischen Leitgedanken der Nachkriegszeit wurden. Obgleich in seiner Bedeutung noch immer umstritten, wird er inzwischen überall in Europa von Sozialwissenschaftlern verwendet, die in ihren Forschungen der neuen städtischen Armut nachgehen. Hier ist nicht der Ort, ausführlich auf den Begriff und die ihn betreffenden Auseinandersetzungen einzugehen (siehe dazu Kronauer 2002). Deshalb beschränke ich mich darauf, darzulegen, wie ich ihn im Folgenden verwende.

„Soziale Ausgrenzung“ verweist auf das Zusammenwirken unterschiedlicher Modi der gesellschaftlichen Zugehörigkeit und Teilhabe. Darunter sind besonders bedeutsam der Zugang zu Erwerbsarbeit oder einer anderen, anerkannten Position in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung (Ausbildung, Ruhestand nach Abschluss des Erwerbslebens, Kindererziehung etc.); die Einbindung in unterstützende soziale Netze über Familie, Freundschaften und Bekanntschaften; schließlich der Zugang zu politischer Einflussnahme, wohlfahrtsstaatlichen Sicherungen und Dienstleistungen, vermittelt über politische und soziale Rechte. Ausgrenzung bedeutet dann, in den verschiedenen hier angesprochenen

Dimensionen von Zugehörigkeit und Teilhabe ausgeschlossen zu werden: Marginalisierung am Arbeitsmarkt, bis hin zum gänzlichen Ausschluss von Erwerbsarbeit (ohne zugleich in eine gesellschaftlich akzeptierte Statusalternative ausweichen zu können); eine Schwächung der sozialen Einbindung bis hin zur Vereinzelung, oder aber eine Einschränkung der Sozialkontakte auf Menschen in gleicher benachteiligter Lage; Ausschluss von wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung, oder aber eine stigmatisierende Behandlung durch staatliche Institutionen und eine Versorgung mit Leistungen, die den kulturell angemessenen Lebensstandard unterschreiten. Dieses Verständnis von sozialer Ausgrenzung geht davon aus, dass der Erwerbsarbeit in den hoch entwickelten kapitalistischen Gegenwartsgesellschaften direkt wie indirekt noch immer eine zentrale Rolle für die Verteilung von Einkommen und sozialer Anerkennung zukommt.

Langzeitarbeitslosigkeit erhöht das Risiko, in diesem Sinne sozial ausgegrenzt zu werden, erheblich. Dies gilt vor allem dann, wenn sie bereits zwei Jahre und länger andauert. In den 90er-Jahren fanden nur noch 15 % der länger als zwei Jahre Arbeitslosen in Deutschland wieder Erwerbsarbeit (Gilberg et al. 1999: 284). Langzeitarbeitslosigkeit betrifft zudem die anderen Ausgrenzungsdimensionen. Sie setzt persönliche Nahbeziehungen, auf die Menschen in Krisensituationen besonders angewiesen sind, großen Belastungen aus. Die Einkommenseinbußen bedeuten nicht nur beträchtliche Einschränkungen in der Lebensführung, sondern erschweren es auch, mit anderen mitzuhalten und sozialen Ansprüchen zu genügen. Arbeitslosen- und Sozialhilfe als wohlfahrtsstaatliche Unterstützung schließlich unterliegen der Bedürftigkeitsprüfung und diskriminierenden Kontrollen. Alleinerziehende Mütter wiederum passen nicht in das ideale (und vom deutschen Sozialstaat institutionell geförderte) Bild der vollständigen Kleinfamilie. Ihre Verpflichtungen zu Hause erschweren es ihnen, Erwerbsarbeit zu finden. Sofern sie Sozialhilfe erhalten, ist diese an die bereits genannten diskriminierenden Praktiken geknüpft. Wenn ich im Folgenden hinsichtlich dieser beiden Gruppen von einer Bedrohung durch soziale Ausgrenzung spreche, meine ich damit allerdings nicht nur bestimmte Merkmale ihrer sozialen Lage und sozialen Beziehungen. Ausgrenzung als ein besonderes soziales Ungleichheitsverhältnis muss, wenn die Kategorie denn angemessen sein soll, ihre Spuren auch im Bewusstsein der Betroffenen zeigen, in deren Selbstwahrnehmung und der Deutung ihrer Beziehungen zur Gesellschaft.<sup>1</sup>

Die zweite Implikation in den oben aufgeworfenen Ausgangsfragen besteht in der Annahme, dass das Wohnquartier in der Tat einen Einfluss auf die Wahrnehmung und Bewältigung von Ausgrenzungsbedrohung und Armut hat. Dafür spricht, dass Arme und Langzeitarbeitslose in besonderem Maße quartiersgebunden sind. Aus finanziellen Gründen sind sie weniger mobil und daher stärker auf Ressourcen in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung angewiesen als Bessergestellte (vgl. Hamm 2000). Arbeitslose haben darüber hinaus häufig allein schon deshalb weniger Gründe, ihr Wohngebiet zu verlassen,

---

<sup>1</sup> Ein solches Bewusstsein von Ausgrenzungsbedrohung oder gar Ausgrenzung ist nicht gleichzusetzen mit einer eigenständigen „Kultur der Armut“ oder „Kultur der Abhängigkeit“, wie sie bisweilen im Zusammenhang mit der Diskussion um die Herausbildung einer „Underclass“ in den USA angenommen werden. Ausgrenzungsbewusstsein meint hier die Wahrnehmung einer besonderen Form von Ungleichheit, die aus verwehrten Teilhabemöglichkeiten entsteht.

weil bei ihnen der tägliche Weg zur Arbeit entfällt. Soziale und räumliche Lage sind daher in diesen Fällen besonders eng verzahnt.

Soziale Kontakte in der Nachbarschaft können Arbeitsgelegenheiten auf dem formellen oder informellen Arbeitsmarkt vermitteln. Sie können aber auch, wenn sie sich zu sehr auf Leute in ähnlicher Lage konzentrieren, von Informationen ausschließen und Möglichkeiten der wechselseitigen materiellen Hilfe beschränken. Subkulturen der Armen, die aus räumlicher Nähe erwachsen, können helfen, die Lebenssituation zu ertragen, es aber auch erschweren, sie zu überwinden. Wohnungsqualität und Infrastruktur des Wohngebiets beeinflussen den Lebensstandard, die institutionellen Angebote vor Ort (Bildungseinrichtungen, Beratungsstellen, medizinische Versorgung) die Lebens- und Partizipationschancen (vgl. Kronauer 2002: 218). Angesichts der Vielfalt von Einflussmöglichkeiten besteht allerdings noch immer erhebliche Unklarheit darüber, wie Wohnquartiere und Armutslagen aufeinander einwirken. In der Stadtforschung gibt es dazu vor allem zwei Thesen.

Die erste behauptet einen „Konzentrationseffekt“. Sie geht davon aus, dass, je höher die Armutsdichte in einem Viertel ist, desto größer auch die zusätzliche Benachteiligung sei, die daraus für die armen Bewohner erwächst. William Julius Wilson hat dieses Argument anhand empirischer Untersuchungen, die er in erster Linie in Chicago durchgeführt hat, am konsequentesten entwickelt (vgl. Wilson 1987 und 1996). Nach seiner Überzeugung bildet die sozialräumliche Isolation das entscheidende Bindeglied zwischen Arbeitsmarkt und Nachbarschaft. Wenn die Armen und Arbeitslosen weitgehend unter sich bleiben, werden Beziehungen abgeschnitten, die in Erwerbsarbeit führen könnten. Darüber hinaus stellt sich ein Sozialisationseffekt ein. Die Jugendlichen im „Getto“ verlieren den Kontakt zu erwerbstätigen Erwachsenen, die sie durch ihr Vorbild auf ein Arbeitsleben vorbereiten. Die Benachteiligung am Arbeitsmarkt wird auf diese Weise durch die räumliche Konzentration der Benachteiligten weiter verstärkt. Die Formierung einer gesellschaftlich ausgegrenzten „Underclass“ ist die Folge.

Zweifel an dieser These betreffen vor allem die Übertragbarkeit der amerikanischen Befunde auf europäische Verhältnisse. Die Armutsdichte ist hier in der Regel geringer, dementsprechend die soziale Diversität der Viertel größer.<sup>2</sup> Ebenfalls geringer ist der Grad der „rassischen“ bzw. „ethnischen“ Segregation. Darüber hinaus stammen die meisten amerikanischen Befunde aus einer Zeit, in der dort die Armutsquartiere systematisch von Staat und privaten Investoren boykottiert bzw. aufgegeben wurden, mit verheerenden Folgen für den Zustand des Wohnungsbestandes und die Versorgung mit öffentlichen und privaten Dienstleistungen. Sozialstaatliche Interventionen in den Wohnungsmarkt haben in Deutschland bislang amerikanische Ausmaße von Segregation und physischem Verfall in innerstädtischen Quartieren verhindert. Gleichwohl finden sich auch hier Hinweise darauf, dass die Armutsdichte in einer Nachbarschaft einen Einfluss auf die Dauer des Sozialhilfebezugs hat (vgl. Farwick 2001). Warum dies der Fall ist, wurde bislang allerdings noch nicht überzeugend geklärt.

Die zweite These stellt einen „Quartierstypeneffekt“ fest. Demzufolge sind weniger die Zahl und der Anteil der Armen an einer bestimmten Quartiersbevölkerung für die

---

<sup>2</sup> Wilson und andere Autoren, die seine Thesen überprüfen, gehen von Armutsdichten von 40 % aus.

Lage der armen Bevölkerungsgruppen von Bedeutung als die funktionale Ausrichtung und die dadurch beeinflusste soziale Zusammensetzung des Quartiers. Viertel mit einer gemischten Nutzung (Wohnungen, Gewerbe, Dienstleistungen) und einer zentralen Lage eröffnen demnach Arbeitslosen und Armen mehr Möglichkeiten als monofunktional allein auf das Wohnen angelegte Großsiedlungen am Rand der Stadt. Sie bieten mehr formelle und informelle Arbeitsgelegenheiten, mehr unterstützende soziale Beziehungen und sie werden in der Regel weniger diskriminiert. Vor allem in der europäischen Diskussion über städtische Armut und Ausgrenzung ist diese Auffassung weit verbreitet.

Die These von der Bedeutung unterschiedlicher sozialer Quartiersmerkmale für die Erfahrung und Bewältigung von Armut und Ausgrenzung bildete auch den Ausgangspunkt der hier vorgestellten Untersuchungen in Hamburg. Die beiden Stadtviertel, die wir für die Untersuchung auswählten – St. Pauli und Mümmelmannsberg – entsprechen unterschiedlichen Quartierstypen im oben angegebenen Sinn: St. Pauli dem gemischt genutzten, innerstädtischen Wohn- und Arbeitsquartier, Mümmelmannsberg der als reines Wohngebiet genutzten Großsiedlung in Randlage. Um unsere Ausgangsfragen empirisch beantworten zu können, mussten wir sie allerdings weiter spezifizieren. Die folgenden vier Fragen leiteten unsere Untersuchung an:

1. Sehen sich Langzeitarbeitslose und Sozialhilfebezieher/innen als von sozialer Ausgrenzung bedroht?

Wir erwarteten, dass sich Menschen mit hohen Arbeitsmarktrisiken tatsächlich als von Ausgrenzung bedroht erleben – langzeitarbeitslose Männer stärker als alleinerziehende Frauen, die Sozialhilfe beziehen, da letztere zumindest eine gesellschaftlich anerkannte Aufgabe, die Kindererziehung, wahrnehmen.

2. Welchen Einfluss übt das Wohnquartier auf die Erfahrung von Ausgrenzungsbedrohung aus?

Hier nahmen wir an, dass das Quartier eine wichtige Rolle spielt, wobei wir davon ausgingen, dass das innerstädtische, gemischte Viertel eher vor Ausgrenzungserfahrung schützt, die Großsiedlung dagegen die Ausgrenzungserfahrung verstärkt.

3. Wie beurteilen Langzeitarbeitslose und Sozialhilfebezieher/innen das Quartier, in dem sie leben? Welche Gründe führen sie für ihre Urteile an?

Von den Auskünften über die Lebensqualität im Quartier und darüber, ob die Befragten lieber in einem anderen Viertel wohnen wollen, erwarteten wir wichtige Hinweise über die Ressourcen, die das Viertel zur Bewältigung der Armutslage bereitstellt oder die im Viertel fehlen – Hinweise also darauf, ob und warum das Quartier eher stabilisierend und unterstützend wirkt oder zusätzlich das Leben erschwert. Unserer „Quartierstypeneffekt“-Hypothese entsprechend vermuteten wir, dass das innerstädtische, gemischte Viertel deutlich besser im Urteil der Befragten abschneiden würde als die Großsiedlung.

4. Wer von den Quartiersbewohnern kann über staatliche Transferzahlungen hinaus finanzielle Mittel mobilisieren, wer nicht, und warum?

Mit dieser Frage zielten wir auf die Bewältigungsstrategien in einer wichtigen Dimension der Auseinandersetzung mit Armutslagen ab sowie auf die Möglichkeiten, die das



Wohngebiet dafür bietet. Wieder nahmen wir an, dass die Großsiedlung weniger Möglichkeiten als das gemischte Quartier zur Verfügung stellt.

Bevor ich auf die Befunde der Studien eingehe, seien kurz die Untersuchungsorte vorgestellt, in denen sie gewonnen wurden – Hamburg und die beiden ausgewählten Viertel.

## **2 Hamburg: Stadt des neuen wirtschaftlichen Wachstums, Stadt der neuen Armut**

Deutlicher als jede andere deutsche Großstadt verkörpert Hamburg die beiden Seiten des gegenwärtigen sozial-ökonomischen Wandels. Die Stadt zählt zu den reichsten Europas. Die Norderweiterung der Europäischen Union und die Vereinigung Deutschlands haben sie als zentrale Drehscheibe des europäischen Handels gestärkt. Darüber hinaus war Hamburg seit den Achtzigerjahren in der Lage, seine Wirtschaft erfolgreich umzustrukturieren. Zwar spielt der Hafen als zweitgrößter Europas nach wie vor eine wirtschaftlich wichtige Rolle. Die auf ihn bezogene Industrie verlor jedoch stark an Bedeutung für die Beschäftigung. Dagegen expandierten die Bereiche Medien und Unternehmensdienstleistungen. Zudem zog die Stadt neue Hochtechnologieunternehmen an (Flugzeugbau, Biotech-Firmen). Kurz: Es gelang Hamburg, sich im internationalen Wettbewerb mit seinen neuen Industrien und der Stärke in zukunftssträchtigen Dienstleistungen gut zu positionieren (vgl. Gornig et al. 1999). In vieler Hinsicht bedeuteten die Neunzigerjahre für die Stadt eine Erfolgsgeschichte. Entgegen dem bundesdeutschen Trend wuchs die Beschäftigung im Ballungsraum Hamburg, und das Pro-Kopf-Einkommen liegt weit über dem westdeutschen Durchschnitt.

Gleichzeitig nahm aber auch die Zahl der Sozialhilfeempfänger zu. 1970 bezogen erst 17.650 Bewohner diese Form der Unterstützung, 1997 waren es 159.681. Noch schwerer wiegt allerdings die Tatsache, dass Hamburgs Sozialhilfedichte in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre regelmäßig über der der meisten anderen großen deutschen Städte lag. Nur Bremen wies eine schlechtere Bilanz auf (Alisch, Dangschat 1998: 101). Auch die Arbeitslosenrate Hamburgs übertraf in den Neunzigerjahren den westdeutschen Durchschnitt. Besonders besorgniserregend dabei war der Anstieg des Anteils der Langzeitarbeitslosen in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts (vgl. Dorsch et al. 2000: 53 f.). Hamburgs Wirtschaft weist damit alle Zeichen einer ungleichen Entwicklung auf. Läßle spricht von einer „Entkoppelung von Beschäftigungsentwicklung und Arbeitslosigkeit“ in Hamburg (Läßle 2003: 196). Beschäftigungszuwächse in einigen Tätigkeitsbereichen (Büro- und Verwaltungstätigkeiten, Beratung/Information, Forschen/Entwickeln/Entwerfen, Werben/Publizieren/Unterhalten, soziale Dienste) gehen einher mit Beschäftigungsrückgängen in anderen (Lager/Transport/Verkehr, industrielle und handwerkliche Produktionstätigkeiten), ohne dass sich die jeweiligen Effekte ausgleichen würden. Zudem nimmt die Nachfrage nach Arbeitsplätzen zu. In den Achtziger- und Neunzigerjahren stieg die Frauenerwerbsquote stetig an (Läßle 2003: 197 f.) Der expandierende Hamburger Dienstleistungssektor bietet gerade Frauen gute Möglichkeiten. Sie sind am Hamburger Arbeitsmarkt weniger stark als im Bundesdurchschnitt von Arbeitslosigkeit betroffen. Wie überall in Deutschland sind die Opfer der Arbeitslosigkeit in erster Linie an- und ungelernte Arbeiter und „ältere“ Arbeitskräfte. Qualifikation wird zur immer schärferen Scheidelinie in der Chancenverteilung.

## 2.1 St. Pauli und Mümmelmannsberg: Armut in unterschiedlichen Quartieren

Die ungleiche sozial-ökonomische Entwicklung Hamburgs findet ihren räumlichen Niederschlag in einer stark ausgeprägten Ungleichheit in der Verteilung von Sozialhilfeempfängern in der Stadt (vgl. Alisch, Dangschat 1998: 147 f.). Die höchste Konzentration von Armen findet sich im zentralen Bezirk Hamburg Mitte, dem unsere beiden Untersuchungsquartiere angehören.

*St. Pauli* hat eine lange Tradition als Wohn- und Arbeitsviertel der „kleinen Leute“. In seiner Geschichte lange Zeit vom Hafen geprägt, mit Handwerkern, Kneipen und kleinen Geschäften, Hafenarbeitern und Tagelöhnern, wirkte es als „Übergangszone“ im Sinn der Chicagoer Schule und bot Überlebensnischen für alle Arten von Migranten, Randständigen und Armen der Stadt. Inzwischen hat der Hafen infolge von Containerschiffahrt und anderen Rationalisierungsmaßnahmen viele Arbeitsplätze eingebüßt, von denen Bewohner *St. Paulis* lebten. Aber noch immer bestimmt er das (touristische) „Image“. Die Reeperbahn übt eine weltweite Anziehungskraft aus. Die Geschichte des Viertels begründet zudem ein Eigentümliches lokales Selbstverständnis: eine Reputation für soziale Toleranz trotz gelegentlicher sozialer Konflikte und insbesondere lokalpolitischer Streitigkeiten. Wegen ihrer unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten – kommerziellen wie residenziellen – und ihrer zentralen Lage inmitten einer reichen Stadt sehen sich Teile von *St. Pauli* einem erheblichen „Gentrifizierungsdruck“ ausgesetzt.

Mit einer Sozialhilfeempfängerquote von 17 % bei 31.000 Einwohnern war *St. Pauli* 1998 gleichwohl das ärmste Viertel Hamburgs. Etwa 40 % der Bewohner sind Migranten, die meisten von ihnen türkischer Abstammung. Typisch urban ist das Viertel noch in einer weiteren Hinsicht. 72 % der Haushalte in *St. Pauli* wurden in den Neunzigerjahren von Alleinstehenden gebildet – in Hamburg insgesamt machte diese Haushaltsform 48 % aus. Eine Reihe öffentlicher und privater Institutionen kümmert sich um die Belange benachteiligter Gruppen. Das Viertel hat eine eigene Dienststelle des Sozialamts. Teile *St. Paulis* waren in ein städtisches Programm zur Armutsbekämpfung auf Nachbarschaftsebene einbezogen. Verschiedene Initiativen bieten Beratung und sonstige Dienstleistungen für Kinder und Jugendliche, türkische Mädchen und junge Frauen an. Straßensozialarbeiter wenden sich vor allem an durchziehende Punks.

Insgesamt bietet *St. Pauli* ein gutes Beispiel für ein innerstädtisches Quartier mit einem relativ hohen Anteil von armen Einwohnern und zugleich einer beträchtlichen sozialen und funktionalen Mischung. Es war immer schon ein Viertel, in dem diejenigen einen Platz hatten, denen es materiell nicht gut ging und die soziale Freiräume suchten. Aber es steht nun unter dem zweifachen Druck der städtischen Umstrukturierung: der „Invasion“ der neuen Mittelklasse der Dienstleistungsökonomie und des Verlusts selbst von Gelegenheitsjobs für ungelernte Arbeitskräfte.

*Mümmelmannsberg* liegt am östlichen Rand des Bezirks Hamburg Mitte. Es wurde in den Siebzigerjahren als das seinerzeit größte einzelne Bauvorhaben des sozialen Wohnungsbaus in Hamburg errichtet. Heute leben 21.000 Einwohner in der Siedlung. *Mümmelmannsberg* war zu Beginn ein besonderes Prestigeobjekt der sozialdemokra-



tischen Stadtregierung, ein Symbol des Fortschritts. Es sollte, wie viele ähnliche Projekte in anderen Städten auch, die innerstädtische Wohnungsnot lindern und Familien mit niederem und mittlerem Einkommen mit komfortablen und erschwinglichen Wohnungen am Stadtrand, in einer quasi suburbanen Umgebung, versorgen. Eine Reform-Gesamtschule wurde gebaut und ist bis heute eine zentrale Einrichtung des Viertels. Kindergarten, Einkaufs- und Gesundheitszentrum machten Mümmelmannsberg zu einem weitgehend autarken Wohngebiet, allerdings strikt getrennt von den Arbeitsplätzen seiner Bewohner. Zunächst war die Arbeit nur mit dem eigenen Auto über die angeschlossene Autobahn oder gegebenenfalls mit dem Bus zu erreichen. Erst seit 1990 verbindet eine U-Bahn-Linie das Quartier mit dem Stadtzentrum.

Die soziale Zusammensetzung des Viertels veränderte sich in den Achtzigerjahren. Leerstände nahmen zu und wurden von der Stadt mit der Zuweisung von Sozialhilfeempfängern verringert. Mittlerweile war auch das stadtplanerische Konzept der Großsiedlungen in die Schusslinie der Kritik geraten. Mümmelmannsberg wandelte sich in der öffentlichen Wahrnehmung vom städtebaulichen „Modell“ zum „Problemquartier“. Der erste offizielle Hamburger Armutsbericht zeichnete vom Stadtteil ein Bild des Elends und der Hoffnungslosigkeit (vgl. BAGS 1993). Im Anschluss an die deutsche Vereinigung stoppte allerdings ein Wohnungsmangel den Exodus der Mittelklasse und kehrte den Trend um. Dennoch liegen Arbeitslosigkeit und Armut weiterhin deutlich über dem Hamburger Durchschnitt. Etwa 15 % der Bewohner Mümmelmannsbergs bezogen Mitte der Neunzigerjahre Sozialhilfe. Migranten stellten 1997 27 % der Bevölkerung. Trotz beträchtlicher Investitionen der Stadt in die Verschönerung des Stadtteils, vor allem der Grünflächen, und in die Gesamtschule vor Ort und trotz des insgesamt guten äußeren Zustands der Gebäude hat sich am schlechten Ruf, den Mümmelmannsberg außerhalb des Bezirks hat, wenig geändert. Entgegen diesem Ruf gibt es zudem ein bemerkenswertes lokales Leben. Verschiedene Institutionen, finanziert von den Kirchen und der Stadt, organisieren überdies Angebote für Jugendliche und alleinerziehende Mütter. Wie St. Pauli hat auch Mümmelmannsberg eine eigene Dienststelle des Sozialamts. Klagen in unseren Interviews, insbesondere von Frauen, galten vor allem den unzureichenden Einkaufsmöglichkeiten im Quartier.

### 3 Wahrnehmung von Ausgrenzungsbedrohung: Welchen Einfluss übt das Quartier aus?

In zwei verschiedenen, aber inhaltlich eng aufeinander bezogenen Untersuchungen interviewten wir Ende der Neunzigerjahre insgesamt 150 langzeitarbeitslose Männer und Sozialhilfe beziehende Frauen (vor allem alleinerziehende) in den beiden Stadtvierteln.<sup>3</sup> Wir sprachen mit ihnen über ihre Berufsbiografien, ihre Erfahrungen mit Arbeit, Arbeitslosigkeit und Sozialhilfe, ihre finanzielle und materielle Lage und wie sie sich mit ihr auseinandersetzten, ihre sozialen Kontakte, ihren Umgang mit Zeit, ihre Sicht der Chancen am Arbeitsmarkt und ihr Verhalten am Arbeitsmarkt, ihre Wahrnehmung der Nachbarschaft und des Quartiers, ihre Gründe dafür, dass sie in dem Viertel wohnten, ihre Wünsche, weiter dort zu leben oder fortzuziehen, ihr Selbstbild und ihre Selbstverortung in der Gesellschaft.<sup>4</sup>

Wir wollten wissen, ob Menschen mit einem hohen Ausgrenzungsrisiko am Arbeitsmarkt sich auch als von sozialer Ausgrenzung bedroht erleben. Dazu hatten wir im Interviewverlauf vier Fragen gestellt, mit denen wir unterschiedliche Dimensionen von Ausgrenzungserfahrung ansprachen:

- Kommen Sie sich manchmal nutzlos vor? (Dimension: anerkannte Stellung in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung.)
- Werden Sie manchmal schief angesehen? (Dimension: Stigmatisierung in persönlichen Nahbeziehungen.)
- Ist es schwierig für Sie, mit anderen mitzuhalten? (Dimension: soziale Folgen der finanziellen Lage.)
- Fühlen Sie sich als Arbeitslose(r) „außen vor“? (Dimension: Gefühl, nicht angemessen am Leben der Gesellschaft teilnehmen zu können.)

---

<sup>3</sup> Die erste Studie war von der Volkswagenstiftung finanziert worden und wurde in Zusammenarbeit mit Berthold Vogel und Oliver Callies am SOFI durchgeführt. 1997 und 1998 befragten wir insgesamt 97 Langzeitarbeitslose und Sozialhilfebezieher bzw. Sozialhilfebezieherinnen (60 % Männer, 90 % deutscher Abstammung). Etwa die Hälfte von ihnen gehörte der Altersgruppe zwischen 35 und 49 Jahren an, 15 % waren älter als 50 Jahre. Ebenfalls die Hälfte der Befragten hatte keine berufliche Ausbildung. 84 % waren länger als ein Jahr arbeitslos gemeldet, 88 % erhielten Sozialhilfe (vgl. Kronauer und Vogel 2003). Die zweite Studie fand im Rahmen des von der Europäischen Union geförderten Forschungsverbunds URBEX (Spatial Dimensions of Urban Social Exclusion and Integration) statt, in dem Forscher aus sechs Ländern Quartiere in elf europäischen Großstädten untersuchten. Neben einer Aufarbeitung statistischer Daten zu Hamburg und den Untersuchungsgebieten befragten wir im Jahr 2000 53 weitere Bewohner der beiden Quartiere – langzeitarbeitslose, deutsche Männer, alleinerziehende Frauen, die Sozialhilfe erhielten, und arbeitslose Migranten. Um die Vergleichbarkeit mit der ersten Studie zu gewährleisten, griffen wir eine Reihe von Fragen, die wir dort gestellt hatten, wieder auf. Stärker als in jener Studie konzentrierten wir uns aber auf die Ressourcen, die die Befragten jeweils vom Staat, dem (formellen und informellen) Arbeitsmarkt und von sozialen Nahbeziehungen mobilisieren konnten (vgl. Dorsch et al. 2000; Kronauer et al. 2001). Peter Noller, Rolf Keim und Berthold Vogel arbeiteten mit mir an dieser Untersuchung.

<sup>4</sup> Um die Antworten vergleichen zu können, bedienten wir uns eines dicht strukturierten Frageleitfadens, in dem die Frageformulierungen und die Reihenfolge vorgegeben waren, von den Interviewern aber zusätzliche Nachfragen gestellt werden sollten. Es handelte sich um offene Interviews. Antwortalternativen waren nicht vorgegeben.

Drei oder vier positive Antworten auf diese Fragen interpretierten wir als Anzeichen für ein umfassendes („starkes“) Gefühl der sozialen Ausgrenzung oder Ausgrenzungsbedrohung, zwei positive Antworten als Gefühl einer „partiellen“ Ausgrenzung oder Ausgrenzungsbedrohung, eine oder keine positive Antwort als keine oder allenfalls schwache wahrgenommene Bedrohung.

Unsere Erwartung, dass ein starkes objektives Risiko am Arbeitsmarkt mit dem Gefühl, von sozialer Ausgrenzung bedroht oder betroffen zu sein, einhergeht, bestätigte sich. Etwa drei Viertel der Befragten äußerten, gemessen an unseren Indikatoren, starke oder partielle Ausgrenzungserfahrungen. Was wir allerdings nicht erwartet hatten, war eine deutliche Differenz zwischen den Geschlechtern, die unserer hypothetischen Annahme widersprach. Während sich die Antwortmuster der Männer etwa gleichmäßig über die Kategorien „stark“, „partiell“ und „schwach/keine“ hinweg verteilten, fielen 60 % der Antworten der Frauen in die Kategorie „starke“ Ausgrenzungserfahrung, während nur 13 % keine solche Erfahrung angaben oder lediglich in einer Dimension.<sup>5</sup> Familiäre Unterstützung schwächte das Bedrohungsgefühl sowohl bei Männern wie Frauen etwas ab, verheiratet zu sein bedeutete jedoch keinen Schutz. Nicht allein zu leben half Männern gegen das Gefühl der Ausgrenzungsbedrohung, nicht jedoch Frauen. Auch Kinder zu haben bedeutete für sie wenig Hilfe gegen dieses Gefühl. Wie zu erwarten, bestand für Männer wie Frauen eine enge Verbindung zwischen der Dauer von Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug sowie der eigenen Chancenbewertung am Arbeitsmarkt und der Stärke der Erfahrung von sozialer Ausgrenzung. Jedoch fühlten sich Frauen von Anfang an, auch bei kürzerer Dauer der Arbeitslosigkeit und des Sozialhilfebezugs, in umfassenderer Weise bedroht als Männer. Dass Kinder so wenig ein Gegengewicht gegen das Gefühl der Ausgrenzungsbedrohung bei den Alleinerziehenden darstellen, hat sicherlich einen wesentlichen Grund in den starken finanziellen Belastungen und der stigmatisierenden Behördenabhängigkeit, mit der die Frauen konfrontiert sind, wenn sie ihrer besonderen Verantwortung für die Kinder nachkommen wollen.

Welchen Einfluss übt das Quartier, in dem die Befragten jeweils wohnen, auf das Gefühl der Ausgrenzungsbedrohung aus? Um dies herauszufinden, verbanden wir unsere oben dargelegten Indikatoren mit der Antwort auf eine weitere Frage – auf die Frage nämlich, ob unsere Gesprächspartnerinnen und partner im Quartier wohnen bleiben wollten oder lieber wegziehen würden. Wir nahmen an, einen deutlichen Zusammenhang zwischen der jeweiligen Ausprägung des Gefühls sozialer Ausgrenzung und der Bewertung des Wohnquartiers vorzufinden.

Tatsächlich jedoch zeigte sich der erwartete Zusammenhang nur in einem der beiden Quartiere, St. Pauli, und auch dort nur für bestimmte Gruppen. Insgesamt jedoch fiel der Einfluss des Quartiers auf die Ausgrenzungserfahrung weit schwächer aus, als wir gedacht hatten.

Für Frauen aus St. Pauli, die sich in den meisten Ausgrenzungsdimensionen beeinträchtigt fühlten, bestätigte sich der negative Quartiereffekt. Sie äußerten auch den starken

---

<sup>5</sup> Die Angaben beziehen sich auf die erste Studie, ein ähnliches Bild ergab sich aber auch in der URBEX-Untersuchung.

Wunsch, das Viertel zu verlassen. Bei zwei anderen Kategorien von Befragten deutete sich ein umgekehrter Zusammenhang an. Sie erlebten und nutzten St. Pauli als eine Art schützender Umwelt. Während mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit in der Regel die Ausgrenzungserfahrungen umfassender wurden, fand sich in St. Pauli eine Gruppe langzeitarbeitsloser Männer, die nach einer Erwerbslosigkeit von mehr als fünf Jahren deutlich weniger über Ausgrenzungserfahrungen berichteten. Offenbar hatten sie es geschafft, sich mit ihrer Lage mehr oder weniger abzufinden. St. Pauli bot das soziale Umfeld, das ihnen dies ermöglichte. Die Tatsache, dass viele Arbeitslose und Arme im Viertel leben, schützte sie in einem gewissen Maß vor bedrohlichen sozialen, zur Selbstrechtfertigung zwingenden Konfrontationen. Zur zweiten Kategorie gehörte ein junger Mann, der sich der Alternativszene zurechnete. Die Distanz gegenüber der Mehrheitsgesellschaft war hier bewusste Haltung. Sie fand ihre Bestätigung im Kreis Gleichgesinnter, die in St. Pauli einigermmaßen ungestört dem von ihnen gewählten Leben nachgehen konnten.

Für die meisten Männer unserer Befragung in St. Pauli aber bestand kein erkennbarer Zusammenhang zwischen ihrer Wahrnehmung des Quartiers und der Erfahrung von Ausgrenzung. Sie erlebten sich als mehr oder weniger von Ausgrenzung betroffen oder bedroht, obwohl sie – oder besser: unabhängig davon, dass sie – angaben, in St. Pauli leben und nicht wegziehen zu wollen. Noch schärfer trat die jeweilige Unabhängigkeit von Ausgrenzungs- und Quartiererfahrung in Mümmelmannsberg hervor. Unter den Männern, die hier den Wunsch äußerten, das Viertel zu verlassen, waren gerade diejenigen stark vertreten, die sich am wenigsten als von Ausgrenzung bedroht erlebten. Und auf der anderen Seite: Diejenigen, die umfassende Ausgrenzungserfahrungen äußerten, wollten in den meisten Fällen durchaus im Viertel wohnen bleiben. Das galt für Frauen wie Männer gleichermaßen.

Dies legt eine wichtige Schlussfolgerung nahe. Ausgrenzungs- und Quartiererfahrungen sind in einem erheblichen Maße voneinander „entkoppelt“. Nur unter besonderen Umständen verstärken Erfahrungen mit den Lebensumständen im Quartier in der Tat das Gefühl, von Ausgrenzung bedroht zu sein, oder schwächen es ab. Beispiele hierfür zeigen sich in unserer Untersuchung allerdings nur in einem der beiden Stadtviertel und bei Minderheiten der Befragten. Bei der Mehrheit wird vor allem etwas anderes deutlich. Die Ausgrenzungserfahrungen, die wir mit unseren Fragen zu erfassen suchten, bilden sich weitgehend vor einem Erfahrungshorizont heraus, der über die Institutionen und Alltagsbeziehungen im Quartier hinausreicht. Sie beziehen sich u. a. auf die gesellschaftliche (und als solche individuell verinnerlichte) Bedeutung von Erwerbsarbeit, auf Ungleichheiten am Arbeitsmarkt, wohlfahrtsstaatliche Regelungen und Ämter und verallgemeinerte Maßstäbe des Lebensstandards. So wenig Arbeitslosigkeit und Armut „quartiersgemacht“ sind, so beschränkt sind offenbar auch die Möglichkeiten unserer Befragten, der Bedrohung durch soziale Ausgrenzung vom Quartier aus etwas entgegenzusetzen.

Heißt dies, dass die Lebensbedingungen im Wohnviertel für die Bewältigung von Armut und Arbeitslosigkeit bedeutungslos sind? Keineswegs. Sie können die Lage auch jenseits der Ausgrenzungsfrage durchaus erleichtern oder aber noch niederdrückender machen. Darum wird es im Folgenden gehen.

#### 4 Wahrnehmung der Quartiere: Gibt es typische Unterschiede?

Wieder nehme ich zum Ausgangspunkt die Antworten auf unsere Fragen, ob die Interviewten in ihrem Stadtteil wohnen bleiben wollten oder lieber wegzögen bzw. woanders wohnten. Sie stellen einen wichtigen Indikator dafür dar, ob die Lebensbedingungen im Quartier als unterstützend und hilfreich oder zusätzlich benachteiligend erlebt werden.

Der These vom „Quartierstypeneffekt“ entsprechend wäre zu erwarten gewesen, dass St. Pauli deutlich besser im Urteil seiner armen Bewohner abschneiden würde als Mümmelmannsberg. Aber auch diese Erwartung wurde enttäuscht. Mit 60 % lag der Anteil der Befragten in Mümmelmannsberg, die in ihrem Stadtviertel wohnen bleiben wollten, nur wenig unter den zwei Dritteln, die dasselbe in St. Pauli äußerten.<sup>6</sup> Aufschlussreicher als die Nähe in der quantitativen Verteilung sind allerdings die deutlichen Unterschiede in den Gründen, die jeweils zu dem Ergebnis führten.

Für die Bewohner beider Quartiere ist selbstverständlich die Miethöhe ein wichtiger Grund dafür, dass sie in ihrem Viertel wohnen. In nahezu jeder anderen Hinsicht jedoch weichen die Kriterien, die für die Beurteilung des Wohngebiets herangezogen werden, voneinander ab. Soziale Merkmale spielen eine herausragende Rolle im Urteil über St. Pauli: gute nachbarschaftliche Kontakte, ein Verständnis für die Probleme armer Leute, das andernorts nicht anzutreffen wäre, eine geteilte lokale Identität („Wir-Gefühl“), soziale Vielfalt werden genannt, wenn das Urteil positiv ausfällt. Aber auch in der Kritik stehen soziale Aspekte im Vordergrund: die Drogen im Viertel, die Ausbreitung der Prostitution, der Alkoholismus, eine Umwelt, die nicht geeignet ist, in ihr Kinder großzuziehen. St. Pauli lässt einen nicht „kalt“. Schilderungen des Lebens hier, positive wie negative, sind häufig emotionsgeladen.

Soziale Eigenschaften des Viertels werden dagegen überhaupt nicht genannt, wenn es darum geht, warum man in Mümmelmannsberg wohnen bleiben möchte. Stattdessen steht die Qualität der Wohnungen, der Infrastruktur, die Nähe zum Grünen im Mittelpunkt – Gesichtspunkte wiederum, die in St. Pauli keinerlei Rolle spielen. In sozialer Hinsicht ist es für viele Mümmelmannsberger wichtig, in der Nähe von Familienangehörigen zu wohnen – für (deutsche) St. Paulianer hat das so gut wie keine Bedeutung. Für sie sind stattdessen Freundeskreise sehr viel mehr von Belang.

Auf die Frage, ob der hohe Anteil von Arbeitslosen und Armen im Viertel auch als ein Vorteil angesichts der eigenen Lebenssituation angesehen werden kann, stimmt eine relevante Minderheit der Befragten von St. Pauli zu – jedoch niemand von Mümmelmannsberg. Dort tritt eine bemerkenswerte Geschlechterdifferenz in den Antworten auf. Während die Frauen weitgehend neutral auf die Frage reagieren, sehen die Männer in dem Faktum der hohen Arbeitslosigkeit und Armut vielmehr einen Nachteil und eine Quelle der Unsicherheit. Offenbar beziehen sich Frauen und Männer, trotz vergleichbarer

---

<sup>6</sup> Auch diese Angaben stammen aus der ersten Studie. Die Verteilung der Antworten im URBEX-Sample fiel ähnlich aus: Sechzehn Befragte in St. Pauli wollten bleiben, fünfzehn in Mümmelmannsberg. Fünf wollten St. Pauli gerne verlassen, sieben in Mümmelmannsberg. Jeweils fünf Personen betonten ihre Zwiespältigkeiten in dieser Frage.

Arbeitsmarktlage und finanzieller Situation, in unterschiedlicher Weise auf die Lebensbedingungen in Mümmelmannsberg. Darauf komme ich zurück. Insgesamt fallen die Urteile der Mümmelmannsberger über ihr Viertel sehr viel pragmatischer aus, weit weniger als in St. Pauli sind sie von Emotionen geprägt.

Wie lässt sich dieser Befund, die quantitativ ähnliche Verteilung positiver und negativer Urteile über die beiden Quartiere bei gleichzeitig weitreichenden Unterschieden in den Begründungen, erklären? Der erste und wichtigste Grund liegt in der unterschiedlichen Zusammensetzung der Armutspopulationen beider Viertel. Wie bereits erwähnt, weist St. Pauli einen weit überdurchschnittlichen Anteil von Ein-Personen-Haushalten auf. Meistens sind es Männer, die allein in diesen Haushalten leben. In Mümmelmannsberg und dem Stadtteil Billstedt, zu dem es gehört, wohnen dagegen sehr viel häufiger Familien. Unser Befragungssample reflektiert diese Unterschiede in der sozialen Zusammensetzung und der Verteilung der Haushaltsformen. Sie kommt nicht nur zufällig oder aufgrund der ökonomischen Gesetze des Wohnungsmarktes zustande. Vielmehr beruht sie zu einem erheblichen Teil auch auf Entscheidungen, die die Bewohner getroffen haben und noch immer treffen. Gefragt, warum sie in St. Pauli wohnen, nannten unsere Interviewpartner soziale Eigenschaften des Viertels als zweithäufigsten Grund nach der Miethöhe. In Mümmelmannsberg wurde die Nähe zur Familie als wichtigster Vorteil nach Mietkosten und Wohnungsqualität angeführt. Mehr Befragte in Mümmelmannsberg waren überdies dort aufgewachsen und wollten deshalb im Viertel wohnen bleiben.

Unterschiedliche Lebensphasen, Lebensgeschichten und Haushaltskonstellationen bedeuten unterschiedliche Bedürfnisse und Erwartungen an ein Wohngebiet. Mümmelmannsberg war seinerzeit für Familien mit Kindern gebaut worden. Die Wohnqualität stand dabei im Vordergrund, nicht die soziale Identität des Viertels und die Schaffung gemeinsamer, nachbarschaftlicher Bezugspunkte. Die strikte räumliche Trennung von Arbeitsstätte und Wohnung sollte dem Familienleben nach der Arbeit zugute kommen. Auf komfortable „Massenprivatheit“ in einer standardisierten Umgebung zielte das städtebauliche Konzept der Großsiedlung ab. Ein solches physisches und soziales Arrangement ergibt noch immer einen Sinn für Frauen mit Kindern, selbst wenn sie alleine erziehen und arbeitslos sind. Dies trifft vor allem dann zu, wenn Familienangehörige in der Nähe wohnen und leicht erreichbar sind. Verwandtschaftliche Beziehungen sind für unsere Befragten in Mümmelmannsberg eine besonders wichtige soziale Ressource für alle möglichen Hilfeleistungen, weit wichtiger als Freunde. Entscheidende Voraussetzungen dafür, dass das Leben in der Großsiedlung positiv bewertet wird, sind allerdings ein guter Zustand von Gebäuden und Wohnungen sowie das Vorhandensein von leistungsfähigen Institutionen (insbesondere Schulen und medizinische Einrichtungen), auf die Mütter besonders angewiesen sind. All dies gilt mehr oder weniger für Mümmelmannsberg. Das Viertel war von der Stadt nie „aufgegeben“ und dem Verfall preisgegeben worden. Die große Mehrheit unserer Befragten stellen Verbesserungen im Stadtteil fest und erwarten, dass es auch in Zukunft mit dem Viertel aufwärts gehen werde – im Gegensatz zu den sehr viel pessimistischeren Äußerungen vieler Befragter von St. Pauli, die ihr Viertel „herunterkommen“ sehen und weitere Verschlechterungen befürchten. Sogar das Sozialamt in Mümmelmannsberg hat einen weit besseren Ruf unter seinen Klienten als das in St. Pauli.



Damit wird verständlich, warum in unserer ersten Studie drei Viertel der Frauen, die wir in Mümmelmannsberg interviewten, fast alle Mütter, angaben, im Viertel wohnen bleiben zu wollen. In der zweiten Studie fiel das Urteilsbild bei den Frauen etwas gemischerter aus, das der Männer dagegen positiver. Aber auch dabei zeigt sich der starke Einfluss von Haushaltsform und familiärer Anbindung: Die Hälfte der langzeitarbeitslosen Männer aus dem Viertel, die wir in dieser Studie befragten, hatten Kinder und/oder lebten in einem gemeinsamen Haushalt mit der Partnerin.

St. Pauli dagegen ist kein Wohnumfeld, das von Familien geprägt wird oder ihnen zuträglich wäre. Die meisten (deutschen) Bewohner leben allein, Männer ebenso wie Frauen. Zudem ist es innerhalb des Spektrums seiner Armutsbevölkerung ein Viertel, das sehr viel stärker Männern entgegenkommt und entspricht als Frauen. In beiden Studien erklärte die große Mehrheit der Männer, dass sie in St. Pauli bleiben wollten, viele der Befragten identifizierten sich dabei ausgesprochen mit dem Viertel. Bei den Frauen dagegen gingen die Meinungen sehr viel stärker auseinander und sie äußerten sich insgesamt deutlich zwiespältiger. St. Pauli bietet vor allem solchen Menschen Überlebensnischen, die sich schon lange an den Rändern der „Arbeitsgesellschaft“ bewegen – die immer wieder arbeitslos waren oder einen sozialen Abstieg hinter sich haben, der sich über längere Zeit hinweg erstreckte. Gelegentlich gewährt es allerdings auch Zuflucht vor kritischen Begegnungen mit alten Bekannten, wenn ein plötzlicher Absturz zu verkraften ist. Wenn man in St. Pauli Hilfe braucht, sind es Freunde, an die man sich wendet, weit mehr als Verwandte.

Unsere Befunde zwingen dazu, die Voraussetzungen der These vom „Quartierstypen-effekt“ zu überdenken. Wenn wir Nachbarschaften oder Quartiere vergleichen, dann haben wir es nicht allein mit den Wirkungen unterschiedlicher Nutzungsweisen und physischer Strukturen auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe (in unserem Fall: Langzeitarbeitslose und Sozialhilfebezieherinnen) zu tun. Stattdessen vergleichen wir sowohl verschiedene Quartierstypen als auch verschiedene Populationen. Unterschiedliche Quartiere ziehen unterschiedliche Bevölkerungen an, und dies gilt in erheblichem Maße auch für die Armen. Viele von ihnen landen in einem bestimmten Viertel aus mehr oder weniger zufälligen Gründen – etwa weil anderswo gerade keine Wohnung zu dem Preis verfügbar war. Diese Effekte müssten sich aber auf längere Sicht ausgleichen und können deshalb die deutlichen Unterschiede, auf die wir gestoßen sind, nicht erklären. Andere arme Bewohner werden auf administrativem Weg in ein Viertel eingewiesen. Aber viele treffen auch eine Wahl, obgleich die Wahlmöglichkeiten aus finanziellen Gründen stark eingeschränkt sind. Unterschiedliche Stadtviertel kommen deshalb auch unterschiedlichen Bedürfnissen armer Bewohner entgegen.

Zu dieser Feststellung gibt es aber auch eine Kehrseite. Beide Quartiere machen es solchen Bewohnern zusätzlich schwer, die die spezifischen Ressourcen, die das Viertel jeweils bietet, nicht nutzen können oder deren Bedürfnisse auf kein „Angebot“ im Viertel stoßen. Die Befragten, die lieber aus St. Pauli weggezogen wären, hatten in den meisten Fällen zwei Merkmale gemeinsam. Sie waren früher in (scheinbar) stabilen Arbeitsverhältnissen beschäftigt gewesen und hatten dann einen scharfen biografischen Einschnitt erlebt, verbunden mit einem sozialen Abstieg. Und sie waren nicht freiwillig nach St. Pauli gezogen, sondern weil sie keine Alternative dazu sahen. Aus beiden Gründen konnten

oder wollten sie nicht Teil eines der in St. Pauli ansässigen Milieus werden. Sie erleben sich als Außenseiter unter Außenseitern. Demzufolge spielen nicht allein Geschlecht und aktuelle Haushaltsform, sondern auch die Lebensgeschichte eine entscheidende Rolle, wenn es um die Beurteilung der Lebensbedingungen in St. Pauli geht.

In Mümmelmannsberg wiederum sind es, wie wir gesehen haben, vor allem Frauen und Männer mit Kindern und familiärer Einbindung, die die baulichen und infrastrukturellen Angebote der Großsiedlung schätzen können. Für alleinstehende, arbeitslose Männer dagegen, die zudem keine Verwandtschaft im Viertel haben, ist diese ganz auf räumliche Trennung und funktionale Ergänzung von Arbeit und Familie angelegte Welt völlig sinnlos und zusätzlich belastend. Kurz: Quartiere üben nicht nur keine einheitlichen Wirkungen auf ihre armen Bewohner aus. Sie erzeugen vielmehr häufig geradezu gegensätzliche Effekte. Dieselben Lebensbedingungen, die es einer Kategorie von Armen erleichtern können, mit ihrer Lage fertig zu werden, können unter Umständen eine andere zusätzlich belasten oder gar ihre Ausgrenzung verstärken.

### **5 Wer kann im Quartier zusätzliche finanzielle Ressourcen mobilisieren, wer nicht?**

Im Prinzip gibt es drei Quellen, aus denen Arme finanzielle Mittel beziehen können: den Wohlfahrtsstaat oder private Wohlfahrtseinrichtungen; Verwandte oder Freunde; den Arbeitsmarkt über formelle oder informelle Beschäftigung. Staatliche Unterstützung hängt von Berechtigung ab, private Wohltätigkeit vom guten Willen anderer. Verwandte oder Freunde helfen in aller Regel auf der Grundlage von Wechselseitigkeit, in Erwartung einer Gegenleistung. Der formelle Arbeitsmarkt ist im Fall der durch Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Verarmung eher das Problem als die Lösung, informelle Erwerbsarbeit setzt nachgefragte Qualifikationen, Bereitschaft zum Risiko, soziale Kontakte und möglicherweise Arbeitsmittel voraus.

Städtische Quartiere haben kaum Einfluss auf wohlfahrtsstaatliche Regelungen, die unmittelbar auf die finanzielle Lage der Bewohner Einfluss nehmen. Auch der formelle Arbeitsmarkt funktioniert weitgehend nach Regeln, die über die Quartiersgrenzen hinausreichen. Nichtstaatliche Wohlfahrtseinrichtungen (Suppenküchen etwa) dagegen sind häufig nachbarschaftsbezogen. Auch die sozialen Netze und die Zugänge zum informellen Arbeitsmarkt haben im Fall armer Bevölkerungsgruppen einen starken lokalen Bezug.

Vor allem in der URBEX-Studie gingen wir der Frage nach, welche finanziellen Ressourcen unsere Befragten zur Verbesserung ihrer Lage heranziehen können, ob es dabei Unterschiede gibt und ob sich in diesen Unterschieden ein Einfluss des Quartiers erkennen lässt. Die Reichweite der erhobenen Befunde war allerdings von vornherein durch die Zusammensetzung des Samples eingeschränkt. Wir hatten unsere Gesprächspartnerinnen und -partner für die URBEX-Studie allesamt im Sozialamt angesprochen und für das Interview gewonnen. Sie alle bezogen somit wohlfahrtsstaatliche finanzielle Leistungen. Offen war deshalb nur, wer ausschließlich auf diese Quelle angewiesen blieb und wer zusätzlich finanzielle Mittel vom Arbeitsmarkt und/oder über soziale Beziehungen mobilisieren konnte. Dabei interessierte uns nicht die Höhe der finanziellen Zusatzeinkommen, sondern

allein die unterschiedlich ausgeprägte Fähigkeit, die verschiedenen Quellen zu nutzen, und was dies im Hinblick auf die Erfahrung und Bewältigung der Armutslage bedeutet. Unter diesem Gesichtspunkt sind vor allem die beiden am schärfsten kontrastierenden Gruppen bemerkenswert, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Wer hat, bekommt mehr – diese alte Erkenntnis gilt in einem bescheidenen Umfang selbst für arme Bevölkerungsgruppen. Wer in der Lage ist, neben der monetären Unterstützung vom Arbeits- und/oder Sozialamt auch noch am formellen oder informellen Arbeitsmarkt hinzuzuverdienen und zusätzlich auf finanzielle Hilfe von Freunden oder Verwandten zählen kann, erhält häufiger als andere überdies noch eine Reihe weiterer materieller Hilfen: Unterstützung in Naturalien von der Verwandtschaft, aber auch Sonderzuwendungen des Sozialamts. Die „Ressourcenkombinierer“ sind in der Regel in umfangreiche Freundeskreise eingebunden und berichten über gute Beziehungen zu Nachbarn. Das Gefühl einer partiellen Ausgrenzung herrscht unter ihnen vor, nicht die starke Ausgrenzungserfahrung. Die Befragten dieser Kategorie sind in der Regel aber auch in der Lage, sich sehr bewusst mit den Risiken und Chancen am formellen Arbeitsmarkt auseinanderzusetzen. Die meisten von ihnen verfolgen dort gezielte Strategien und bewerten ihre Aussichten durchaus positiv. Sie sprechen konkret über Weiterbildungsmaßnahmen und zukünftige Arbeitsstellen, die sie ins Auge gefasst haben. Nur einer in unserem Sample hat jede Hoffnung auf einen Arbeitsplatz aufgegeben und bewirbt sich nicht einmal mehr. Kurz: Die „Ressourcenkombinierer“ weisen nicht nur besondere Fertigkeiten auf, mit ihren schwierigen aktuellen Lebensumständen materiell und emotional umzugehen, sondern auch erfolversprechende Aktivitäten am Arbeitsmarkt einzuschlagen, die aus diesen Lebensumständen herausführen können. Das Ausschöpfen zusätzlicher informeller Einkommensquellen ist bei ihnen somit kein Anzeichen für ein „Sich-Einrichten“ in einer „Kultur der Armut“, unter Ausnutzung des Sozialamts, sondern hält Wiedereinstiegsmöglichkeiten in Erwerbsarbeit offen, die andere Arbeitslose für sich schon nicht mehr wahrnehmen können.

Dies wird vor allem im Kontrast zur Gruppe der Befragten deutlich, die sich allein auf sozialstaatliche Leistungen und Wohltätigkeit verlassen müssen. Um ihre materielle Lage aufzubessern, sind sie in besonderem Maße auf Selbstversorgung durch Eigenarbeit (z. B. Herstellen oder Verändern von Kleidungsstücken für den eigenen Gebrauch) und Angebote von Wohlfahrtseinrichtungen (z. B. gebrauchte Kleidung) angewiesen. Die Angehörigen dieser Kategorie in unserem Sample haben in der Regel nur kleine Freundeskreise, etwa die Hälfte von ihnen lebt weitgehend sozial isoliert. Die meisten von ihnen sehen sich mit starken Gefühlen von Ausgrenzung oder Ausgrenzungsbedrohung konfrontiert. Auch die Möglichkeiten am Arbeitsmarkt erscheinen ihnen in einem weit düsteren Licht als den „Ressourcenkombinierern“. Nur wenige bewahrten sich in dieser Hinsicht noch eine optimistische Zukunftserwartung. Auf die Frage, was sie am Arbeitsmarkt zu tun gedenken, kommt von den meisten nur noch die allgemeine, unspezifizierte Absichtserklärung, weiter Arbeit suchen zu wollen. Entscheidungen gibt es für sie am Arbeitsmarkt nicht mehr zu treffen.

Eine eindeutige Verteilung in den sozialen Merkmalen zwischen den Angehörigen beider kontrastierender Kategorien ist nicht zu erkennen. Langzeitarbeitslose deutsche Männer scheinen eher in der Lage zu sein, alle drei Einkommensquellen auszuschöpfen

als alleinerziehende, Sozialhilfe beziehende Mütter und arbeitslose Migranten. Deutlich aber zeigt sich eine sozial-räumliche Verteilung. „Ressourcenkombinierer“ trafen wir in unserem Sample doppelt so häufig in St. Pauli, allein vom Sozialstaat Abhängige doppelt so häufig in Mümmelmannsberg an. Unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten zu informeller Erwerbsarbeit in beiden Vierteln geben dabei den Ausschlag. In diesem Punkt zumindest bestätigte sich die Erwartung, die wir mit der Hypothese vom „Quartierstypeneffekt“ verbanden.

## 6 Schlussbemerkung

Die Ausgangsfrage dieses Beitrags war, was unterschiedliche Lebensbedingungen im Wohnquartier für Menschen bedeuten, die sich mit Armut, Langzeitarbeitslosigkeit und der Bedrohung durch soziale Ausgrenzung auseinandersetzen müssen. Weder die These vom „Konzentrationseffekt“ noch die vom „Quartierstypeneffekt“ war in der Lage, die komplexen Beziehungen zwischen Haushaltsformen, Biografien und Geschlecht auf der einen Seite und Wohnbedingungen und sozialen Beziehungen im Quartier auf der anderen, auf die wir in unserer Untersuchung gestoßen sind, angemessen zu erklären. Im Verlauf der Darstellung und Diskussion ergaben sich drei Schlussfolgerungen. Sie haben wichtige Implikationen für die politische Auseinandersetzung mit Armut in städtischen Wohngebieten.

Erstens: Quartiere, die sich im Hinblick auf ihre Geschichte, ihre funktionale Nutzung, ihre Infrastruktur und ihre Bausubstanz unterscheiden, ziehen auch unterschiedliche Armutspopulationen an und kommen unterschiedlichen Bedürfnissen armer Bewohner entgegen. Selbst Arme treffen häufig Entscheidungen hinsichtlich des Quartiers, in dem sie wohnen und wohnen wollen – auch wenn dies nur eine sehr eingeschränkte Entscheidung zwischen Wohngebieten mit erschweringlichem Wohnraum sein kann. Politische Intervention sollte anerkennen, dass es keinen speziellen „Quartierstyp“ gibt, der den Bedürfnissen aller armen Bevölkerungsgruppen am ehesten gerecht werden kann. Aber sie kann auch die Tatsache, dass Bewohner Entscheidungen getroffen haben und weiter treffen, zum Ausgangspunkt für quartiersbezogene Unterstützung nehmen. Denn „Entscheidung“ ist nur dann ein sinnvoller Begriff, wenn eine Wahl zwischen Quartieren besteht, die jeweils auf eigene Weise einen angemessenen Mindeststandard an Wohnungs- und Gebäudequalität, physischer Infrastruktur und institutioneller Versorgung (insbesondere Schulen) aufweisen und zugleich ein sicheres Wohnumfeld gewährleisten. Dies setzt private und öffentliche Investitionen sowie wohlfahrtsstaatliche Präsenz voraus. In unserem Fall konnten die Befragten die Lebensbedingungen in beiden Quartieren nur deshalb überwiegend positiv bewerten, weil es keine vom Staat „aufgegebenen“ Viertel sind – wobei allerdings vor allem in St. Pauli bereits massive Klagen über den Zustand des Viertels geäußert wurden.

Zweitens: Lebensbedingungen in Quartieren mit einem hohen Anteil von Arbeitslosen und Armen wirken auf ihre Bewohner häufig zwiespältig. Merkmale des Quartiers, die bestimmte arme Bewohnergruppen als positiv und unterstützend erleben, können für andere das Leben weiter erschweren oder gar soziale Ausgrenzung verschärfen. Im Fall von Mümmelmannsberg kommt die auf Familien zugeschnittene physisch-soziale Anlage

der Großsiedlung den arbeitslosen Frauen mit Kindern entgegen, bei den arbeitslosen Männern ohne Familienanschluss aber droht sie die Isolation zu verstärken. Vom „Milieuschutz“, den St. Pauli armen Bewohnern bieten kann, fühlen sich wiederum diejenigen ausgeschlossen und dadurch zusätzlich belastet, die die lebensgeschichtlichen Voraussetzungen der Zugehörigkeit nicht teilen. Politische Intervention muss derartige Zwiespältigkeiten, gerade was die Folgen des eigenen Handelns betrifft, soweit wie möglich zur Kenntnis nehmen und berücksichtigen.

Drittens: Quartiererfahrung und Ausgrenzungserfahrung sind in einem erheblichen Maße voneinander unabhängig. Die Lebensbedingungen im Quartier können unter Umständen die Erfahrung von sozialer Ausgrenzung verschärfen, aber nur in seltenen Fällen kompensieren. Denn Armut und Langzeitarbeitslosigkeit, die wesentlichen Quellen von Ausgrenzungserfahrungen, haben ihre Ursachen außerhalb des Quartiers. Nur in einer quartiersübergreifenden Politik können sie deshalb auch angegangen werden.

## Literatur

- Alish, M.; Dangschat, J. S. (1998): Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit. Opladen.
- BAGS (Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales) (1993): Armut in Hamburg. Hamburg.
- BAGS (Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales) (1997): Armut in Hamburg II. Beiträge zur Sozialberichterstattung. Hamburg.
- Dorsch, P.; Häußermann, H.; Kapphan, A.; Keim, R.; Kronauer, M.; Schumann, C.; Siebert, I.; Vogel, B. (2000): The Spatial Dimensions of Urban Social Exclusion and Integration: A European Comparison. Comparative Statistical Analysis at National, Metropolitan, Local and Neighbourhood Level. Germany: Berlin and Hamburg. URBEX Nr. 4. Amsterdam (Amsterdam Study Centre for the Metropolitan Environment).
- Farwick, A. (2001): Segregierte Armut in der Stadt. Opladen.
- Gilberg, R.; Hess, D.; Schröder, H. (1999): Wiedereingliederung von Langzeitarbeitslosen. Chancen und Risiken im Erwerbsverlauf. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 32. Jg., Nr. 3, S. 282–299.
- Gornig, M.; Ring, P.; Staeglin, R. (1999): Strategische Dienstleistungen in Hamburg: Im Städtevergleich gut positioniert. DIW-Wochenbericht Nr. 4. Berlin (DIW).
- Häußermann, H. (2000): Die Krise der „sozialen Stadt“. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10–11/2000, 3. März, S. 13–21.
- Hamm, B. (2000): Nachbarschaft. In: Häußermann, H. (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen, S. 173–182.
- Kaufmann, F.-X. (1997): Herausforderungen des Sozialstaats. Frankfurt am Main.
- Kronauer, M.; Noller, P.; Vogel, B. (2001): Spatial Dimensions of Urban Social Exclusion and Integration. The Case of Hamburg, Germany. URBEX Series, Nr. 14. Amsterdam (Amsterdam Study Centre for the Metropolitan Environment).
- Kronauer, M. (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main, New York.
- Kronauer, M.; Vogel, B. (2003): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, H.; Kronauer, M.; Siebel, W. (Hrsg.): An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt am Main.

- Läpple, D. (2003): Hamburger Arbeitsmarkt im globalen Kontext. In: Hönekopp, E.; Jungnickel, R. (Hrsg.): Internationalisierung der Arbeitsmärkte. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung).
- Paugam, S. (1996): La constitution d'un paradigme. In: Paugam, S. (Hrsg.): L'exclusion, l'état des savoirs, Paris, S. 7–19.
- Room, G. (1998): Armut und soziale Ausgrenzung: Die neue europäische Agenda für Politik und Forschung. In: Voges, W.; Kazepov, Y. (Hrsg.): Armut in Europa, Wiesbaden, S. 46–55.
- Wilson, W. J. (1987): The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy. Chicago, London.
- Wilson, W. J. (1996): When Work Disappears. The World of the New Urban Poor. New York.